

CARLA FEDERICO

Im Land
der Feuerblume

Roman

Knaur Taschenbuch Verlag

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe Juli 2010

Copyright © 2010 by Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemersch Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Gettyimages / Heritage Images;

Sylvia Fleischer / Bernardo Quintana

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

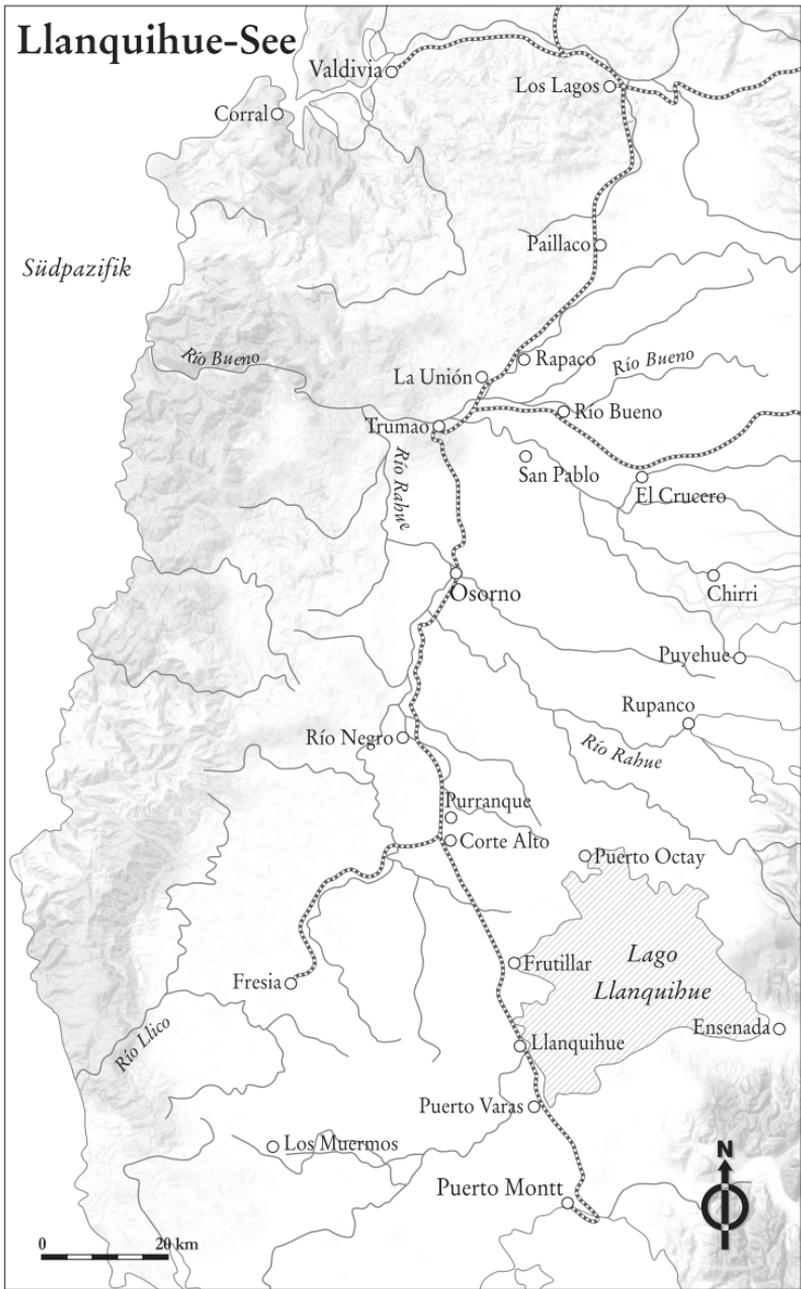
ISBN 978-3-426-50439-0

2 4 5 3 1

Chile



Llanquihue-See



PROLOG



CHILE, 1880

Du hast dich also entschieden, Elisa. Du liebst Cornelius.«

Nur zögerlich kamen Poldi die Worte über die Lippen. Sie waren ein paar Schritte gegangen und hatten eine kleine Anhöhe erreicht, von der aus man den ganzen Llanquihue-See überblicken konnte.

Elisa sagte nichts, sondern strich sich schweigend das Haar aus dem Gesicht. Es war nicht mehr glänzend rotbraun, sondern spröde und von grauen Strähnen durchzogen, tanzte aber immer noch so ungebärdig im Wind wie in lang vergangenen Jugendtagen.

Sie fühlte, dass Poldi sie von der Seite betrachtete, aber sie erwiderte seinen Blick nicht, sondern starrte hinaus auf den See.

Wie ein riesiges Fünfeck lag er vor ihnen: inmitten saftig grüner Wiesen und Gärten, goldgelber Ackerstreifen und dunkler Wälder, an deren sumpfigen Rändern die roten Copihue-Blumen erblühten. Der von den Anden abfallende Wind kräuselte die Oberfläche des Wassers, und dort, wo die verglühende Abendsonne die Wellen am Ufer traf, leuchtete es golden auf. An manchen Stellen reichten bizarre Landzungen tief in den See; an anderen spiegelte er die Felswände, die schroff und steil aus den Fluten aufzusteigen schienen; an

wieder anderen schloss das grüne Kleid des Ufers nahtlos an das kräftige Blau des Wassers an.

In der Ferne erhoben sich die Berge: So klar war die Luft, dass man nicht nur die Vulkane Calbuco und Casa Blanca sehen konnte, sondern auch die vielgliedrige Andenkette, aus der der Cerro Tronador einsam gen Himmel ragte.

Der höchste der Feuerberge war jedoch der Osorno, zu dem Elisa in den letzten Jahrzehnten oft sehnsüchtig, ehrfürchtig oder ratsuchend hochgeblickt hatte. Manchmal schien er ihr zu grollen und versteckte sich hinter dichten Nebelwolken; dann wiederum zeigte er sich ihr in all seiner Pracht und stolzen Größe, unverwüstlich und unverrückbar wie ihr Wille, sich das Land zu eigen zu machen – und stets erhaben über Verzagtheit, Kummer und Furcht, die das Leben der deutschen Siedler nicht selten verdüstert hatten.

Nichts davon fühlte sie nun – nur diesen tiefen Respekt vor der Schönheit und Wildheit des Landes und Stolz auf das, was sie geschaffen hatten.

Ihr Blick glitt zu den Häusern der Siedlung. Anders als die flachen chilenischen Patios besaßen diese mit Alerce-Schindeln bedeckte Giebeldächer und Balkone. Die Wände waren, wie auch die der Scheunen und Ställe, der Vorratskammern und der Arbeitsschuppen, aus dem Holz der Araukarie errichtet – jener mächtigen Baumriesen, die bis heute den See säumten und deren Harz einen durchdringenden Duft verströmte. Elisa sog ihn ein und glaubte, die harte Rinde unter ihren längst verhornten Händen zu fühlen – wie einst in den mühevollen Tagen, in denen sie die Bäume gefällt und dem dampfend-feuchten Urwald fruchtbares Land abgerungen hatten.

Langsam drehte sie sich zu Poldi um.

»Wir haben so viel erreicht«, sagte Elisa leise. »Wir haben einen so langen Weg zurückgelegt.«

»Weißt du noch ... damals im Hamburger Hafen, als wir beide ...« Poldi brachte den Satz nicht zu Ende, sondern kicherte los. Auch in seinem Gesicht hatte die Zeit Spuren hinterlassen, doch der Klang seiner Stimme erinnerte Elisa an den frechen Knaben von einst.

Er ist dabei gewesen, ging ihr durch den Kopf, von Anfang an, auch damals, als ich Cornelius zum ersten Mal traf ...

Aus dem Jugendfreund, der sie vor vielen Jahren auf der langen Reise nach Chile aufgemuntert und belustigt hatte, war später ihr Schwager geworden. Oft hatten sie Seite an Seite zusammen gearbeitet, um das urwüchsige Land zu bezähmen, aber es hatte auch Jahre gegeben, da die eigenen Nöte und Sorgen derart von ihr Besitz ergriffen hatten, dass sie zu wenig nach seinen gefragt hatte.

Jetzt war sie dankbar, dass sie mit ihm, der ihr oft wie ein kleiner Bruder gewesen war, hier stehen und Abschied nehmen konnte.

Poldi kicherte wieder. »Beinahe hätten wir das Schiff verpasst!«

Sie nickte, stimmte kurz in sein Lachen ein, wurde jedoch gleich wieder ernst. »Wir haben viel zu selten innegehalten, zurückgesehen, der Vergangenheit gedacht.«

Bilder stiegen vor ihr auf, Bilder eines harten Lebens und eines reichen, voller Mühsal, aber auch Willensstärke, voller Entbehrungen, aber auch vieler kleiner Errungenschaften.

Nicht immer hatte sie das bekommen, was sie sich gewünscht hatte, und doch war ihr Leben erfüllt gewesen: von reichlich Arbeit, reichlich Sorgen, reichlich Triumph. Und was an Glück gefehlt hatte, würde sie eben jetzt einfordern und festhalten und nicht mehr hergeben – spät zwar, aber nicht zu spät.

Sie seufzte wehmütig.

Zarte Schleier des Seenebels stiegen auf, umhüllten den Fuß des Osorno, nicht jedoch seinen Gipfel. Dieser ragte aus dem Dunst hervor, als würde er über der Welt schweben. Immer tiefer fielen die Sonnenstrahlen; dunkel und abgründig färbte sich das eben noch türkis schimmernde Wasser des Sees, grau seine eben noch glitzernde Gischt. Nur der Gipfel des Osorno badete satt im Licht und strahlte rötlich auf, als blute er.

»Du hast dich tatsächlich entschieden«, sagte Poldi wieder, und nach einer Weile fügte er hinzu: »Wenn es in meinem Leben so viel Klarheit geben würde wie in deinem – wie dankbar und froh wäre ich darüber! Du liebst Cornelius, nicht wahr? Du hast ihn immer geliebt.«

»Ja«, erwiderte Elisa leise. »Ja, ich liebe ihn. Und ich weiß jetzt endlich, was ich tun muss.«

ERSTES BUCH



Die Reise

1852

I. KAPITEL

Haltet den Dieb!«

Elisa öffnete träge die Augen. Ihre Lider waren schwer, die Stirn glänzte schweißnass. Die wenigen Schattenplätze im Hamburger Hafen waren vorhin heiß umkämpft gewesen, und sie hatte mit großer Mühe einen davon ergattert, doch mittlerweile brannte die Sonne senkrecht vom Himmel, so dass nirgendwo mehr Schutz vor ihrem gleißenden Licht zu finden war. Das Meer schickte keine kühle Brise, sondern stand gräulich grün wie eine dicke, fischige Brühe.

»Haltet den Dieb!«

Die Stimme war trotz der Hitze erstaunlich lebhaft und riss Elisa aus ihrem Dösen. Bis vor kurzem hatte sie das Treiben im Hafen mit aufgerissenen Augen bestaunt, hatte ihren Blick nicht von den prächtigen Dreimastern, den ungeduldigen Auswanderern, den emsigen Hafentarbeitern lassen können. Doch die glühende Sonne hatte den Lärm zum Erliegen gebracht und sie schließlich schläfrig gestimmt.

Geschäftig waren im Augenblick nur die Makler, Befrachter und Reeder aus dem Hause Godefroy & Sohn, die die Seetüchtigkeit der Hermann III. überprüften und die Beladung vorbereiteten – jenes Schiffs, das sie selbst bald besteigen würde. An einer Gruppe dieser Männer, die eifrig gestikulierend aufeinander einredeten, sah Elisa einen kleinen Jungen vorbeiflitzen.

»Verflucht, so haltet ihn doch endlich fest!«

Nun erblickte sie auch den Mann, der ihm nachhetzte. Er trug trotz des heißen Tages einen fleckigen Frack – so wie die meisten Auswanderer ihr bestes Kleidungsstück gewählt hatten, wussten sie doch nicht, wann sie es wieder würden wechseln können. Wahrscheinlich zählte der Verfolger des Knaben zu diesen.

Fast hatte er ihn erreicht, wollte schon mit der Hand nach ihm greifen, da duckte sich der Junge wendig, schlug einen Haken und flüchtete sich in eine Mensentraube.

Elisa, die sich aufgerichtet hatte, um die Verfolgungsjagd besser beobachten zu können, musste grinsen. Sie wusste nicht, was geschehen war, aber das strenge, verbissene Gesicht des Mannes, der auch jetzt die Jagd nicht aufgab und rücksichtslos seine Ellbogen nutzte, um sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, führte dazu, dass sie unwillkürlich für den Kleinen Partei ergriff.

»Hast du das gesehen?«

Sie wandte sich zu ihrem Vater, doch Richard von Graberg hatte weder die zornigen Rufe gehört noch auf den Jungen geachtet, der nun flink an der Mole entlanglief, sondern sich stattdessen in den dicken Packen Dokumente vertieft, den er mit sich herumtrug.

Elisa seufzte, wie sie ihn da so sitzen sah. Er musste den Inhalt all der Unterlagen, die für ihre Auswanderung nach Chile vonnöten waren, längst auswendig kennen – dennoch überprüfte er sie immer wieder, als verhiessen diese Blätter Papier das letzte bisschen Sicherheit, das es auf dieser unsteten Welt noch gab. Der Überfahrtsvertrag, den sie mit dem Auswanderungsagenten geschlossen hatten, befand sich darunter, die Liste über sämtliche anfallende Preise sowie die geplante Abfahrtszeit, außerdem eine Zeichnung mit der genauen Route, die das Schiff nehmen würde, und schließlich ihre Aufent-

haltskarte für Hamburg, die für vierzehn Tage ausgestellt worden war.

»Vater ... gleich geht es aufs Schiff – und dann brauchen wir die Aufenthaltskarte nicht mehr«, sagte Elisa leise.

Richard von Graberg blickte unschlüssig hoch und kniff die Augen zusammen, als würden sie ihm Schmerzen bereiten. Elisa ahnte, dass er Schwierigkeiten beim Lesen hatte, auch wenn er sich das nicht eingestehen wollte.

»Was heißt ›gleich‹? Das verspricht man uns nun schon den ganzen Tag! Aber wer weiß, wie lange wir noch warten müssen.«

Sein Blick fiel auf die junge Frau, kaum älter als Elisa, die schwerfällig und mit gebeugtem Rücken auf einer der Kisten mit ihrem Gepäck hockte. Auch sie hatte dem flüchtenden Jungen keine Beachtung geschenkt und erwiderte nun auch Richards Blick nicht.

Wie eine welke Blume, ging es Elisa durch den Kopf.

»Vielleicht ... vielleicht kannst du Annelie etwas Wasser bringen?«, schlug der Vater zögernd vor.

Elisa unterdrückte mit großer Mühe einen empörten Aufschrei. Warum musste der Vater sie ständig an diese ungeliebte Begleitung erinnern?

Annelie.

Geborene Drechsler. Seit kurzem Annelie von Graberg, Richards zweite Ehefrau, die er drei Monate vor ihrer Abreise aus Niederwalzen, einem kleinen Dorf zwischen Frankfurt und Kassel, geheiratet hatte – sehr überstürzt, wie alle, vor allem seine Tochter, fanden. Er hatte nicht einmal das Trauerjahr eingehalten.

Elisa kniff die Lippen zusammen.

Nicht sie sollte hier sein. Nicht Annelie.

Nicht mit ihr hatte sie sämtlichen Besitz zusammenpacken

und alles verschenken wollen, was sie auf der Reise nicht mitnehmen konnten – eine Reise, die lange, kräftezehrend und gefährlich sein würde –, darunter die vielen Spitzendecken, die ihre Großmutter geklöppelt hatte und die zu Lebzeiten deren ganzer Stolz gewesen waren. Nicht mit ihr hatte sie schließlich eines frühen Morgens aufbrechen wollen, als das Gras noch taunass und der Frühlingshimmel noch diesig gewesen war. Den ersten Teil der Wegstrecke hatten sie auf einem Stellwagen zurückgelegt; dann war es mit der Dampfeisenbahn weitergegangen, ein grollendes, spuckendes, zischendes Ungeheuer, das Elisa ebenso Angst machte, wie es sie faszinierte.

Es war ein spannendes Abenteuer – wenn es nicht Annelie gewesen wäre, mit der sie schließlich spätabends Hamburg erreichten. Von Mücken umsurrte Laternen beleuchteten den Weg vom Berliner Bahnhof am Deichtor zu ihrer Unterkunft in der Admiralitätsstraße. Zuvor hatten Polizisten sie in Empfang genommen, die den Bahnhof überwachten und dafür Sorge zu tragen hatten, dass die Auswanderer nicht in die Hände jener Betrüger fielen, die manch einem von ihnen mit leeren Versprechungen den ganzen Besitz abschwatzten. Die Polizisten waren es auch, die die Aufenthaltsgenehmigung und die Einschiffungserlaubnis ausstellten. Stundenlang hatten sie sich anstellen müssen, ehe sie spät in der Nacht in ihrem Logierhaus angelangt waren. Es bestand aus unverputzten Bretterwänden und knirschenden Holzdecken und versprach die Stabilität eines Kartenhauses. Obendrein hatten sie kein freies Bett mehr bekommen, sondern mit durchgelegenen Matratzen vorliebnehmen müssen. Ein riesiger Laib Schinken, den einer der anderen Gäste an seinem Bettende aufgehängt hatte, war dicht über ihrem Kopf gebaumelt. Der salzige Geruch hatte den Hunger in Elisass leerem Magen ver-

stärkt – und war doch deutlich angenehmer als der nach schweißigen Füßen und ungewaschener Kleidung.

Lange war sie wach gelegen und hatte sich vorgestellt, wie anders der Beginn ihrer langen Reise verlaufen wäre, wenn nur ihre Mutter sie dabei begleitet hätte. Wäre diese auch immer sofort erschöpft gewesen wie Annelie? Hätte sie auch ständig geseufzt, anstatt die vielen fremden Eindrücke begierig aufzusaugen, wie Elisa es tat?

Gewiss nicht!, dachte Elisa entschieden. Ihre Mutter war eine forsche, willensstarke Frau gewesen, kein bleiches Geschöpf wie Annelie, das schwer und reglos wie ein Mehlsack dahockte.

Ja, ihre Mutter hätte hier sein sollen. Nicht Annelie.

Immerhin, dachte Elisa widerstrebend, klagte sie bis auf ihr Seufzen meist nicht, so auch jetzt nicht.

»Es ist nicht nötig, dass Elisa Wasser bringt«, erklärte sie rasch auf Richards Aufforderung hin. »Ich ... ich halte es aus ...«

»Aber sie können uns hier doch nicht verdursten lassen!«, jammerte ihr Vater.

»Also gut«, murmelte Elisa widerwillig und erhob sich – allerdings nicht, um Annelie einen Gefallen zu tun. Vielmehr war ihr eigener Mund auch trocken. »Also gut ... ich schaue, was sich machen lässt.«

»Hab Dank«, murmelte Annelie, aber Elisa erwiderte nichts, sondern warf lediglich einen letzten mürrischen Blick auf die junge Stiefmutter zurück.

Warum nur hat Mutter nicht so lange leben dürfen?, fuhr es ihr durch den Kopf.

Mit dieser hatte sie in den letzten Jahren all die »Intelligenzblätter« gelesen – nützliche Informationsbroschüren für Auswanderer. In einem dieser Blätter waren sie auf den Namen von Bernhard und Rudolph Philippi gestoßen – ein deutsches

Brüderpaar, das den weitgehend menschenleeren Süden Chiles erforscht und die dortige Regierung überzeugt hatte, man könne sich dieses wilde Land leichter untertan machen, wenn man deutsche Siedler zu sich holte, die für ihren Fleiß und ihre Genügsamkeit, ihr handwerkliches Können und ihre Erfahrung in der Landwirtschaft bekannt waren. Bernhard Philippi war schließlich zum Kolonisationsagenten in Deutschland ernannt worden.

Elisa kniff ärgerlich die Lippen zusammen, als sie sah, wie ihr Vater Annelie seine Jacke reichte, damit sie sie zusammenfalten und darauf bequemer sitzen konnte. Früher hatte seine Fürsorge ausschließlich ihrer Mutter gegolten, vor allem als deren Husten immer schlimmer geworden war, sie begonnen hatte, Blut zu spucken, und sie schließlich am Sterbebett Mann und Tochter das Versprechen abgerungen hatte, an den Reiseplänen festzuhalten.

Vor unterdrückter Wut rammte sie ihre Fersen in den Boden. Derart ins Grübeln vertieft, sah sie die Gestalt nicht kommen, mit der sie plötzlich unsanft zusammenstieß. Irgendetwas Spitzes, Hartes rammte sich in ihre Brust. Die Luft blieb ihr weg; das Blechgeschirr, das sie wie jeder Auswanderer an ihrem Gürtel trug – ein Trinkbecher, eine Butterdose, eine Ess- und eine Waschschüssel sowie Besteck gehörten dazu – klapperte.

»He!«, rief sie empört.

Als sie hochblickte, sah sie in das mürrische Gesicht des Mannes, der vorhin dem flüchtenden Knaben nachgejagt war. Dass er sie fast über den Haufen gerannt hatte, schien ihn nicht weiter zu stören. Anstatt stehen zu bleiben, sich zu entschuldigen und sich zu vergewissern, dass es dem Mädchen nach dem Zusammenstoß auch wohl erging, lief er weiter – und jetzt erkannte Elisa auch, warum sein eben noch grimmiges

Gesicht einen solch entschlossenen Ausdruck angenommen hatte.

Dort vorne war er wieder, der zerzauste Junge, dem es eben noch gelungen war, wendig durch die Menschenmenge zu flitzen, der dann aber mehr oder weniger im Kreis gelaufen war und sich jetzt von einer Reihe von Kisten aufgehalten sah, die auf die Verladung warteten.

Hektisch spähte er nach rechts oder links, um einen Fluchtweg zu entdecken, doch es war zu spät. Der finstere Mann hatte ihn eingeholt, packte ihn am Ohr und zerzte ihn so heftig zurück, dass der Knabe schrill aufkreischte.

»Hab ich dich endlich!«, knurrte der Mann.

Sein Griff wurde fester, der Junge kreischte wieder. Ganz gleich, was er sich zuschulden hatte kommen lassen – Elisa fand, dass er eine derart rüde Behandlung nicht verdiente.

»Ich bin kein Dieb!«, klagte der Junge. »Ich habe Ihnen nichts gestohlen. Bitte ... Sie müssen mir glauben.«

Sein Gesicht war vor Schmerz und Empörung rot angeläufen.

Elisa konnte gar nicht anders, als zu den beiden zu eilen. »Er ist doch noch ein Kind!«, rutschte es ihr heraus.

Der Mann, der trotz seines nunmehr breiten Grinsens weiterhin mürrisch blickte, hörte nicht auf sie. Er nahm auch die dünne Frau nicht wahr, die nun vorsichtig an ihn herantrat.

»Lambert, nun lass ihn doch ... Er hat wirklich nicht ...«

»He, Sie da!«, schrie er. Er richtete sich an einen Hafearbeiter, der eben eine der Kisten anhob, die dem Knaben den Fluchtweg versperrt hatten, sie nun aber wieder sinken ließ und müde hochblickte.

»Ja, Sie meine ich!«, brüllte der Mann, den die verhuschte Frau – offenbar seine Gattin – Lambert genannt hatte. »Ich habe diesen Streuner hier erwischt! War ganz allein unterwegs,

der Bengel, und hat seinen Blick gar nicht von meiner Geldbörse nehmen können.«

»Aber ich habe sie nur angesehen, nicht gestohlen!«, jammerte der Junge.

»Weil ich rechtzeitig achtgegeben habe, ja! Möchte aber nicht wissen, wie viele ehrliche Reisende du schon um ihren hart verdienten Besitz erleichtert hast.«

»Keinen einzigen! Ich schwöre es! Ich wollte nur ...«

Die dünne Frau schaltete sich wieder ein, ihre Stimme war jedoch kaum lauter als ein Flüstern. »Lambert, vielleicht solltest du ...«

»Halt den Mund!«, schrie Lambert rüde. Elisa war sich nicht sicher, wem er da zu schweigen befahl, dem Knaben oder seiner Frau. Unhöflich fand sie es in jedem Fall, und es störte sie nicht minder als die Selbstgerechtigkeit, mit der er den Knaben anklagte – allein seiner Vermutung folgend, keinen konkreten Beweisen.

Der Mann, den er zu sich gerufen hatte, blickte unschlüssig in die Runde und zerknietete zwischen den Händen die Kappe, die er sich vom Kopf gezogen hatte.

»Bin nur ein Gehilfe des Hafenmeisters«, nuschelte er, ohne den Mund ordentlich zu öffnen.

»Aber das muss untersucht werden! Mein Name ist Lambert Mielhahn, und ich verlange das. Ich habe den Knaben schon eine Weile beobachtet, wie er durch den Hafen schlenderte und nach Diebesgut Ausschau hielt. Hätte ich nicht sorgsam darauf geachtet, so wäre ich jetzt meine Geldbörse los.«

Der Gehilfe des Hafenmeisters verzog abschätzend die Stirn. Das Unbehagen, in diese Sache zu geraten, war ihm deutlich anzusehen. Zugleich wagte er es nicht, sich der forschenden Stimme von Lambert Mielhahn zu widersetzen.

»Was ist denn genau geschehen?«, fragte er. Zumindest glaub-

te Elisa, diese Frage aus seinem Mund zu hören – sicher war sie sich nicht, da er jede zweite Silbe verschluckte.

Lambert antwortete nicht, ließ nun zwar das Ohr des Knaben los, zog ihm aber ruckartig das Bündel weg, das er über den Schultern trug. Anstatt zu prüfen, ob sich darin womöglich zerbrechliche Gegenstände befanden, schüttelte er den Inhalt einfach in den staubigen Boden – und stieß einen Triumphschrei aus.

»Was habe ich gesagt! Ein Dieb ist er!«

Elisa trat näher. In dem Bündel hatte sich eine angeknabberte Wurst befunden, ein Schnupftuch – und eine silbrig glänzende Uhr.

Der Junge bückte sich schnell und versuchte hektisch, alles wieder an sich zu bringen.

»Nichts davon ist gestohlen!«, verteidigte er sich.

»Und woher hast du dann die Uhr?« Lambert Mielhahn klang nun nicht mehr nur vorwurfsvoll, sondern, wie es Elisa schien, nahezu höhnisch. Welch ein widerwärtiger Mann!, ging es ihr durch den Kopf. Seine schüchterne Frau wagte indessen kein Wort mehr zu sagen. Erst jetzt nahm Elisa die beiden Kinder wahr, die sie rechts und links an der Hand führte und die mit aufgerissenen Augen die Szene begafften.

»Die Uhr gehört meinem Großvater!«, rief der Knabe. »Ein Familienerbstück ist es! Und weil uns auf der Reise nach Hamburg das Geld ausgegangen ist, sollte ich sie hier verkaufen!«

»Ach, deinem Großvater?« So verächtlich wie Lambert klang, glaubte er ihm kein Wort.

»Ich lüge nicht!«, beharrte der Knabe.

Schweigend hatte sich der Gehilfe des Hafenmeisters den Wortwechsel angehört. Obwohl ihm immer noch deutlicher Widerwille anzusehen war, fühlte er sich bemüßigt einzugrei-

fen. »Und wo ist dein Großvater ... deine Familie jetzt?«, fragte er gedehnt.

Der Junge blickte sich unsicher suchend um. Spitz traten seine Knochen unter den grauen Lumpen hervor. So schlaksig und mager wie er war, erinnerte er Elisa an die ausgehungerten Kinder ihres Dorfes. Am schlimmsten war es im Jahr der Kartoffelfäule gewesen, als manche der Kleinen am Hunger sogar gestorben waren. Auch wenn das nunmehr ganze fünf Jahre zurücklag, waren die folgenden Winter weiterhin hart gewesen.

Mitleid überkam sie.

»Nun lasst ihn doch gehen!«, sagte sie plötzlich laut und trat noch dichter hinzu. »Lasst ihn gehen«, wiederholte sie, »Er ist ...«

»Er ist doch nur ein Kind«, hatte sie sagen wollen. Aber dann dachte sie, dass das womöglich kein Gewicht hatte und er trotzdem für etwas bestraft werden würde, was er nicht begangen hatte.

»Er ist mein Bruder«, sagte sie – und ahnte noch im gleichen Augenblick, dass sie damit einen schweren Fehler begangen hatte.

Lambert Mielhahn schnaufte empört. Der Gehilfe des Hafnenmeisters hingegen runzelte nachdenklich die Stirn. »Soso, dein Bruder.«

Er brachte beim Reden seine Zähne noch weniger auseinander als vorher, schien die Worte zu zermalmen, anstatt sie auszusprechen.

Der Junge stand steif da. Als Elisa seinen Blick suchte, wich er ihr aus, aber zumindest machte er keine Anstalten, ihr zu widersprechen.

»Und wie heißt er nun – dein Bruder?«, nuschelte der Mann.

»Äh ...«, setzte Elisa hilflos an.

»Leopold«, sagte der Kleine schnell. »Ich heiße Leopold.«

»Genau«, bekräftigte sie rasch. »Und ich bin Elisa.« Sie hielt es für ratsamer, den Familiennamen vorerst zu verschweigen.

»Und wo sind eure Eltern?«, murmelte der Gehilfe des Hafenermeisters.

Suchend drehte sich Elisa um und deutete in Richtung ihres Vaters. Zum ersten Mal war sie erleichtert, dass er sich um Annelie kümmerte, anstatt nach der Tochter Ausschau zu halten und sich zu fragen, was sie mit einem fremden Rotzbengel zu schaffen hatte.

Der Hafenarbeiter runzelte seine Stirn noch mehr. Kurz schien es Elisa, dass sich seine Mundwinkel zu einem gutmütigen Lächeln verziehen wollten, doch ehe er sich entschied, den beiden Kindern Glauben zu schenken, schaltete sich der grimmige Lambert Mielhahn wieder ein: »Glauben Sie ihnen kein Wort! Um eine Ausrede ist das Diebespack doch nie verlegen.«

»Aber ich habe nicht ...«, setzte Leopold an.

»Lambert, es ist doch nicht so wichtig«, stammelte die schüchterne Frau an seiner Seite. Nun, da sie sie aus der Nähe sah, nahm Elisa den müden Zug um ihre Augen wahr, die dunklen Wülste darunter, die herabhängenden Schultern. Alt war sie noch nicht, aber eine Jugend, in der sie gelacht und getanzt und sich des Lebens erfreut hatte, schien Ewigkeiten zurückzuliegen. Die beiden Kinder schmiegteten sich noch enger an sie. Es waren ein Knabe mit dunklen Augen, die feucht glänzten, als wäre er den Tränen nahe, und ein Mädchen, das so zart war, dass man meinen konnte, ein einziger Windstoß würde genügen, um es umzufegen. Es hatte dünnes Haar, so blond, dass es fast weiß glänzte.

Lambert Mielhahn achtete weder auf seine Frau noch auf

Leopold, sondern wandte sich nun an Elisa. Er musterte sie so verächtlich, als wäre es ein schweres Verbrechen, die Schwester eines Jungen zu sein, den er für einen Dieb hielt. Dass sie seinem Blick standhielt und nicht das geringste Anzeichen von Furcht erkennen ließ, schien ihm nicht zu imponieren, sondern noch griesgrämiger zu stimmen. Das ermutigte sie nur, umso stolzer den Rücken zu straffen und umso entschiedener den Nacken zu recken.

»Ha!«, stieß er plötzlich aus und deutete auf die Kette, die Elisa um den Hals trug. »Woher hat sie solch edlen Schmuck? Der kann nicht ihr gehören! Gewiss ist sie eine Diebin wie ihr Bruder und hat ihn gestohlen!«

Elisas Hand fuhr an das Schmuckstück.

Die Kette ihrer Mutter.

Seit Generationen war diese ein Familienerbstück, das die Frauen der von Grabergs ihren Töchtern vermachten.

»Die wirst du nicht behalten können«, hatte die alte Zilly gespottet, ehe sie abgereist waren. Zilly war eine ihrer Mägde gewesen, die sich hingebungsvoll um die Kühe gekümmert hatte. Stets hatte Zilly nach Milch und Stall gerochen, auch wenn sie gerade nicht dort schuftete. Doch eines Tages hatten alle Tiere die schreckliche Klauenseuche bekommen, waren eins nach dem anderen verreckt, und der Vater hatte laut geklagt, warum Gott sie so erbarmungslos geißelte. Bis dahin hatte er immer die Fassung bewahrt. Zilly hatte auch geklagt, ja, hatte geweint wie ein Kind. Verloren war sie im Kuhstall auf und ab gewandert und hatte nicht verstanden, warum ihre vertraute Welt innerhalb weniger Tage eine andere geworden war. Doch auch wenn sie Richard von Grabergs Verzweiflung teilte, hatte sie nicht verstanden, warum er schließlich die Auswanderung beschlossen hatte. Mit üblen Geschichten lag sie Elisa in den Ohren – über jemanden, der den gleichen Plan

gehegt hatte, dann aber wochenlang am Hafen auf die Einschiffung habe warten und schließlich seinen ganzen Besitz habe verkaufen müssen, um sich durchzubringen. »Und so wird es euch auch ergehen«, hatte sie gemahnt. »Am Ende gibst du die Kette deiner Mutter für ein Stück Brot her!« Niemals!, hatte Elisa gedacht, und auch jetzt reagierte sie wütend. »Was fällt Ihnen ein!«, herrschte sie Lambert Mielhahn an.

Aus den Augenwinkeln nahm sie wahr, dass Leopold nicht länger trotzig blickte, sondern grinste. Der Gehilfe des Hafentheaters blieb hingegen ernst – und ratlos. Mehrmals huschte sein Blick zwischen Elisa und Lambert hin und her.

»Kannst du mir erklären, warum du etwas so Teures besitzt?«, fragte er schließlich unbehaglich.

»Und warum sollte ich?«, fuhr Elisa auf. »Ich habe nichts Unrechtes getan, ich habe nur ...«

Ihr Satz endete in einem empörten Aufschrei. Unbemerkt war Lambert Mielhahns Hand vorgeschneilt, hatte den schimmernden Anhänger ihrer Kette umfasst und sie mit der Absicht, das Schmuckstück genauer anzuschauen, von ihrem Hals gerissen. Elisa fühlte einen stechenden Schmerz in ihrem Nacken – vor allem aber blinde Wut, als sie ihren kostbarsten Besitz in dieser klobigen Hand sah. Prüfend hielt Lambert Mielhahn die Kette gegen das Sonnenlicht und schnalzte mit der Zunge, nachdem er zum Schluss gekommen war, dass sie aus echtem Gold bestand.

»Wie können Sie es wagen ...«

Sie brachte den Satz nicht zu Ende. Sie versuchte, nach der Kette zu greifen, und als ihr das nicht gelang, weil Lambert um vieles größer war als sie und sie einfach wegzog, schnellte ihr Kopf nach vorne, und sie biss ihn in seinen dichtbehaarten Unterarm. Sie hörte seinen Schmerzensschrei erst, als sie

schon Blut schmeckte. Die Kette fiel auf den dreckigen Boden; rasch bückte sie sich danach und umschloss sie mit ihrer Faust.

Ungläubig starrte Lambert Mielhahn auf seinen Arm, in dem ihre Zähne einen tiefen Abdruck hinterlassen hatten.

»Glauben Sie mir jetzt, dass das gemeines Diebespack ist?«, schrie er.

Seine Frau und seine Kinder duckten sich. Nur Leopold grinste weiterhin.

»Mädchen, Mädchen«, stammelte der Gehilfe des Hafenmeisters hilflos.

»Wir sind keine Diebe!«, beharrte Elisa. »Wir gehören zu den Auswanderern nach Chile.«

»Und wo sind dann eure Eltern?«, zischte Lambert, um triumphierend hinzuzufügen: »Minderjährige dürfen ohne Erlaubnis ihrer Vormünder nicht auswandern.«

Elisa drehte sich wieder zögernd nach ihrem Vater und Annelie um. Zwar wusste sie nicht, wie sie ihm erklären sollte, dass sie sich als Leopolds Schwester ausgegeben und einen Fremden gebissen hatte – dennoch hoffte sie inständig, er würde bemerkt haben, in welche Notlage sie geraten war, und eingreifen. Doch an dem Platz, wo sie bisher auf einer der Kisten gehockt hatten, war nichts von ihnen zu sehen.

»Wo ist denn euer Erlaubnisschein?«, fragte währenddessen der Gehilfe des Hafenmeisters.

Elisas Hand glitt zu dem Lederbeutel, den sie bei sich trug, doch noch ehe sie ihn durchkramte, wusste sie, dass es zwecklos war. Der Erlaubnisschein, den jeder Auswanderer vor der Einschiffung vorweisen musste, lag bei den übrigen Reisedokumenten – und diese wiederum trug Richard von Graberg bei sich, um sie stets aufs Neue zu kontrollieren.

In diesem Augenblick machte Leopold einen Satz nach hin-

ten. Dass beide Männer misstrauisch auf Elisa starrten, wollte er offenbar zur Flucht nutzen, doch er kam nur ganze fünf Schritte weit.

Dann war Lambert, der eben noch vorwurfsvoll die Wunde an seinem Arm betastet hatte, schon hinter ihm her und packte ihn am Schlafittchen.

»Lassen Sie mich los!«, brüllte Leopold empört und trat mit den Füßen um sich.

»Ist noch ein weiteres Schuldeingeständnis nötig?«, fragte Lambert Mielhahn.

Der Gehilfe des Hafенmeisters seufzte ergeben.

»Also gut«, gab er nach. »Die Commerz-Deputation soll entscheiden, was mit den beiden geschieht.«

Elisa erblasste. Die Commerz-Deputation schickte vor jeder Einschiffung Sachverständige in den Hafen, die überprüften, ob es an Bord genügend Lebensmittel und Trinkwasser für die Überfahrt gab.

»Aber Sie wollen doch nicht ...«, setzte sie an.

Wieder blickte sie sich nach ihrem Vater um, aber ehe sie unter den vielen Menschen, die am Hafen warteten, auf ein vertrautes Gesicht stoßen konnte, wurde nun auch sie am Kragen gepackt. Ihre Proteste verklangen ungehört. Der Gehilfe zerrte sie und Poldi in eine der länglichen Lagerhallen, um sie fürs Erste einzusperren.